

(Nachdruck verboten.)

16]

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Jetzt kam wieder jemand; — ach, wenn er es doch wäre! Sie konnte nicht dahinschauen, sie wußte genau, wie es aussehen würde, wenn er es wäre, da hinter den Bäumen. — Natürlich war er es, er mußte es ja sein, er, der so klug war, er konnte ihr doch nicht ein solches Leid tun, daß er es nicht war, — und er mußte es sein! Nein, das würde zu schön sein! Sie sah dahin.

Großer Gott, es war der Polizeinspektor.

Ob er gesehen hatte, wie sie Helgesen geküßt hatte, vielleicht durfte sie hier nicht sitzen!

Wenn er sie jetzt gleich mit auf die Polizei nahm?

Er stand vor ihr. Sie war so bange, sie war ganz ruhig.

„Guten Abend, Albertine: Du bist ja noch sehr spät unterwegs. Auf wen wartest Du denn da? — Helgesen bin ich oben in der Straße begegnet.“

Dann hatte er also gesehen, daß sie ihn hier draußen geküßt hatte, und nun sollte sie gewiß auf die Polizei. — Ach ja, ihr war jetzt doch alles ganz schnuppe. — Er dachte natürlich, daß sie von Helgesen ausgehalten würde.

„Was für ein Helgesen?“ fragte sie und sah auf, schlug aber gleich die Augen nieder.

„Quatsch!“ sagte er und lachte.

„Weißt Du nicht, daß es nicht taugt, so spät draußen zu sein? Die Uhr ist gleich zwölf. Es wird wohl am besten sein, wenn ich mal ein bißchen mir Dir rede.“

Mit mir reden?

„Geh jetzt nach Hause und leg' Dich schlafen, und komm dann morgen abend um 8 Uhr zu mir. Bollbudenstraße Nr. 5, drittes Stockwerk. Wie geht es Dine?“

Sie erhob sich schnell und ging die Allee hinab. —

Na ja, nun konnte ihr ja alles schnuppe sein.

Bollbudenstraße fünf, drittes Stockwerk. —

Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, und am nächsten Tage saß sie an der Nähmaschine, ohne zu nähen, etwas Gemaltiges, Schreckliches, Finsteres vor sich, was ihr Grauen einflößte — heute abend.

Bollbudenstraße fünf — drittes Stockwerk. — Sie konnte sich noch freuen, daß sie nicht gleich nach der Polizeistation zu kommen brauchte. — Vielleicht besann er sich noch.

Als der Schutzmann vorüber ging, wurde sie bange, denn sie konnte ihn nicht gleich erkennen vor allen den grauen Regentropfen, die an der Fensterscheibe waren, und die unaufhörlich wiederkamen.

Die Alte sah sie den ganzen Tag von Zeit zu Zeit an und fing an, ihr etwas Amüsantes von Olfens zu erzählen und tat so, als sei sie vergnügt, aber sie begriff recht gut, daß das nichts als lauter Angst war. — Sollte sie ihr alles sagen und sie bitten, mit ihr zu gehen?

Sie wollte, es wäre erst so weit, und doch war sie bange, als es Mittagzeit war, denn nun war es ihr auf einmal so viel näher gerückt.

Die Alte sah, daß sie nichts ah, obwohl es Erbsen gab, das beste, was sie sich denken konnte.

„Und heute morgen hast Du ja auch nichts gegessen. Was fehlt Dir nur einmal, Kind?“

Nach einer Weile sagte die Alte: „Nächsten Donnerstag kommt Vater!“

Sie erwiderte nichts.

„Ach hoffe, daß Eduard bis dahin noch am Leben ist.“

Sie erwiderte nichts.

Um fünf Uhr zog sie sich an und ging. Sie konnte nicht mehr still sitzen.

„Ach will mich mal nach Eduard umsehen,“ sagte sie.

Bollbudenstraße fünf.

Endlich hatte sie geschellt, um der Sache ein Ende zu machen, sie war so müde und elend und verweint und die Fußsohlen taten ihr so weh von dem Aufundabgehen in der Karl-Johann-Straße.

Er machte selbst auf, am Kiegel hing seine Uniformmütze. Sie ging an ihm vorüber, in die Stube hinein.

Ein starker Duft von Eau de Lubin erfüllte das Zimmer. In der Mitte stand ein Tisch mit einer feinen, dicken Tischdecke und mit Wein und Kuchen, Nüsse, Mandeln und Rosinen. Er erwartete offenbar Gesellschaft.

„Leg' ab, Albertine!“

Links war eine Tür mit grünen Portieren davor, ein roter Schein drang daraus zu ihnen herein.

„Mir deucht, Du siehst elend aus.“

Sie setzte sich auf den Rand eines Lehnstuhls.

Er schenkte aus einer Karaffe ein; auf einer kleinen, silbernen Platte, die an einer Kette um den Hals der Karaffe hing, stand Sherry. Sie betrachtete von neuem die Tischdecke, ja, die war dick und wollig und fein mit roten Blumen und gelbbrauner Kante. Ob sie sie wohl einmal befühlen durfte? Sie war noch nie in einem so feinen Zimmer gewesen, sie hatte ein Gefühl von etwas Bösem, das langsam und sicher heranwuchs wie eine lauende Furcht.

Er legte Mandeln und Rosinen auf einen Teller und fing selbst an, Nüsse zu knacken, und er plauderte während er die Nüsse kante, aber sie hörte nicht viel, denn sie wartete auf das, was kommen würde.

„Ein häßliches Wetter!“ sagte er. „Beinah, als wären wir schon im Herbst.“

„Ja.“

„Du, Albertine,“ sagte er, „was ich Dir eigentlich sagen wollte, Du darfst nicht mit Jossia gehen, hörst Du. Jossia steht unter Kontrolle, sie muß sich auf Vorladung einfinden.“

Wollte er weiter nichts von ihr?

„Ja,“ sagte sie hastig, „nicht wahr, — ich darf nicht mit Jossia gehen, Jossia ist nicht anständig, sie ist von der Polizei vorgeladen, aber ich bin die letzten beiden Monate gar nicht mit Jossia zusammengewesen, und mit Valeria Erikfen geh' ich auch nicht mehr, denn die is gewiß noch ärger als Jossia, die is ja ganz öffentlich!“

„Ja, Valeria, die muß sich alle acht Tage präsentieren, Sie is im Krankenhaus gewesen.“

„Ne, was Sie sagen, ja, das konnt' ich mir ja denken, daß es so mit ihr kommen mußte! Dafür halt ich mich viel zu gut, als daß ich mich mit solchen Mädchen abgebe. Sie hatt' mal von mir ausgebracht, daß ich im Krankenhaus lag. Finden Sie Valeria eigentlich hübsch?“

„Ach — nein —“

„Und dabei hat sie solchen gräßlichen Geschmack und zieht sich so abscheulich an — so —“ Sie schwakte eifrig.

Winther schenkte ein Glas aus der Karaffe ein und legte ihr Mandeln und Rosinen hin.

Es tat gut, Wein zu trinken, und sie wurde ein wenig mutiger, aber entseßlich schläfrig, und sie trank noch ein Glas, um so recht wach zu werden.

„Setz Dich doch bequem in den Stuhl, Albertine,“ sagte er. Er hatte eine Weile da gegessen und Nüsse geknackt. Jetzt sah er von seinem Teller auf.

— — — Sie war eingeschlafen. Der Kopf lag auf der Seite, die Wange hob sich bleich von dem dunkelgrünen Samt ab von dem warmen Oberlicht der Hängelampe. Eine große Muskel, die sich streckte, hob sich kräftig von der Rundung des Halses ab, und breit und jugendlich hob sich die Brust regelmäßig unter der enganschließenden, schnurbefestigten Tricotaille. — Sie war in den weichen, dunkelgrünen Samt hinteniüber gesunken.

Er blieb sitzen und sah sie an.

Gerade und schmal wie mit einem Vineaal gezogen ging der Scheitel leuchtend über die feine Kopfform hin, durch das dunkle Haar hindurch.

„Sie hat ja herrliches Haar!“

Das abgeschnittene Vorderhaar hatte sich ein wenig geteilt, ein Dreieck der Stirn schimmerte hervor.

Er stand vorsichtig auf und teilte es noch ein wenig mehr. Unter den Augenbrauen fielen tiefe Schatten, und da heraus wölbten sich die geschlossenen Lider fest über das Auge und mit einem müden, leidenden, bläulichen Emailleschimmer darüber.

„— — — lange Wimpern.“

Er setzte sich wieder.

Da wo die bleiche, obale Linie der Wange verschwindend über den Hals hinabglitt, verlor sich das warme gelbe Licht ohne irgendwelche Grenze in den Schatten unter dem Ohr und kehrte dann zum letzten Mal an der gestreckten Muskel des Halses wieder zurück. Dann siegte der Schatten und mischte sich in unmerklichen Uebergängen mit dem bodenlosen, dunklen Abgrund in dem Samt.

Er wünschte, er wäre Maler oder er hätte einen Maler hier. — Wie schön sie war — eine förmliche Schönheit.

Gelbesen war ein großes Kindvieh, wenn das wahr war, was er ihm erzählt hatte, daß er sie nicht angerührt hatte, ein großes Kindvieh!

Er beugte sich vor und betrachtete sie ganz genau. Sollte die Nase nicht ein wenig zu spitz sein? — Nein — Gelbesen war ein großes Kindvieh!

„Schöner als Ulina!“

Er erhob sich vorsichtig und ging in das Zimmer hinter der Portiere, aus dem der rötliche Schimmer herausdrang und puffelte vorsichtig mit etwas drinnen.

Er war wieder hereingekommen und setzte sich wieder hin und betrachtete sie.

„Ein großes Kindvieh!“ murmelte er.

Er hatte lange so geessen, schließlich nahm er eine Nuss und knackte sie auf.

Sie schlug die Augen auf und sah sich verwundert um, dann richtete sie sich schnell und verlegte im Stuhl auf.

„Gott, es ist gewiß schon spät, nu muß ich schnell gehen. Entschuldigen Sie, ich war so schrecklich müde, ich hab über Nacht nicht geschlafen.“

„Bleib nur noch ein wenig sitzen und trink erst noch ein Glas Wein, Du siehst so elend aus.“

Ihr wurde ganz wirt im Kopf von dem Wein, und alles erschien ihr viel leichter.

Winther schenkte ihr noch ein Glas Cherry ein und fing wieder an, Nüsse zu knacken. Sie trank.

Auf einmal wurde ihr bange, sie konnte gewiß dazu kommen, etwas zu tun, was ganz verkehrt war. Sie stand auf und bat, ob sie nicht nach Hause gehen dürfe. Sie bat, wie man einen Lehrer bittet, es war etwas an ihm, als sei er ein sehr strenger Lehrer.

„Darf ich jetzt nicht gehen —?“ Aber es war, als bitte sie um etwas Verkehrtes, und sie schämte sich fast, es zu tun, und sie wußte, während sie bat, daß sie keine Erlaubnis bekommen würde.

Sie sah seinen kurzgeschorenen dunklen Kopf über den Teller gebeugt, die kurzen, weißen Hände, die den Kern vorsichtig aus der Schale pellten.

„Nein,“ sagte er, „setz Dich nun wieder hin. Es ist besser, wenn Du jetzt nicht gehst, denn dann kommst Du auf die Station.“ — Er sah nach seiner Uhr. „Nein, es geht nicht, denn dann bringen sie Dich möglicherweise auf die Station. — Setz Dich nur hin.“

Er nahm die Karaffe und füllte ihr Glas. Sie wollte nicht länger bleiben, sie würde schon glücklich nach Hause kommen, aber es war wohl am besten, wenn sie sich erst wieder setzte, da er es ja sagte.

Sie setzte sich wieder und trank ein wenig Cherry.

Er legte ihr ein paar Nusskerne hin.

„N, die, Albertine, sie sind gut, sehr gut — sehr gute Nüsse.“

„Trink Cherry!“

Nein, jetzt wollte sie gehen, sie wollte aufstehen und fragen, ob sie jetzt nicht gehen dürfe.

„Darf ich jetzt nicht gehen?“

Sie hatte sich erhoben.

„Setz Dich, Albertine,“ sagte er, ohne aufzusehen.

Nein, nein, jetzt wollte sie gehen, das stand fest. Aber sie konnte ja auch ebenso gut noch ein wenig warten, da er es sagte, und sie setzte sich wieder.

Er knackte Nüsse, und sie setzte sich und starrte die seine grüne, wollige Tischdecke an, es war ihr, als kenne sie sie schon sehr gut! — Was die wohl gekostet hatte?

Jetzt wollte sie gehen.

„Trink — trink Cherry — Prost, Albertine — Trinke, sag ich! — Du siehst elend aus. Es ist wohl am besten, wenn Du nach nebenan gehst und Dich dort ein wenig auf dem Bett ausruhst. Und er zeigte mit einer Kopfbewegung auf die Portiere. Dahinter war es dunkel mit einem rötlichen Schimmer.

Sie erhob sich schnell. Gott, wie müde sie war und wie

wirt im Kopf. — Sie wunderte sich, daß sie sich selber, während sie auf der Schwelle stand, sagen hörte:

„Aber ich will mich nicht ausziehen!“

„Ja,“ erwiderte er, ohne aufzusehen, „es ist am besten, wenn Du Dir die Kleider ausziehst, ja, das ist das Beste.“

Die Wände waren dunkel und eine Ampel verbreitete eine rötliche Dämmerung darüber. Das Zimmer war schief, das fand sie sonderbar. Das Bett stand an der schrägen Wand hart an der Tür. Sie hatte ganz genau gewußt, daß es da stand und aus Mahagonie war. Sie hörte, daß er sich da drinnen erhob. Sie ließ erst die eine Portiere fallen und dann die andere. Es entstand ein langer, leuchtender Streif in der Mitte. Auf dem Fußboden lag ein Teppich.

Sie entkleidete sich, es war, als müsse es so sein. Sie legte ihre Strümpfe unter die anderen Sachen, denn es fiel ihr ein, daß Löcher drin waren.

Sie war schrecklich müde.

Sie stieg in das Bett und legte sich tief hinein, und schnellte wieder in die Höhe. Ach so, das war das, was sie eine Sprungfedermatratze nannten. So hatte sie noch nie geruht, es war herrlich, da zu liegen, und der Kopf sank nach und nach in das weiche Kissen. — Anfangs war es so, als wage der Kopf es gar nicht so recht. Gott, wie grob und wie grau doch ihr Hemd war gegen all das feine Weiß!

Auf einmal war der hellgelbe Streifen zwischen den Portieren weg, und es kam jemand herein. Es kam einer und streichelte ihr den Kopf und küßte sie auf die Stirn. Gau de Rubin!

(Fortsetzung folgt.)

8) Hans und Heinz Kirch.

Von Theodor Storm.

Hans Kirch erwiderte nichts; der andere aber war aufgestanden und sah auf die Gasse, wo in Stößen der Regen vom Herbstwinde vorbeigetrieben wurde. „Eins aber,“ begann er wieder, indem er sich finster zu dem Alten wandte, „mögt Ihr mir noch sagen! Warum damals, da ich noch jung war, habt Ihr das mit dem Brief mir angetan? Warum? Denn ich hätte Euch sonst mein altes Gesicht wohl wieder heimgebracht.“

Hans Kirch fuhr zusammen. An diesen Vorgang hatte seit dem Tode seines Weibes keine Hand gerührt, er selbst hatte ihn tief in sich begraben. Er fuhr mit den Fingern in die Westentasche und biß ein Stüdchen von der schwarzen Tabakrolle, die er daraus hervorgeholt hatte. „Einen Brief?“ jagte er dann; „mein Sohn Heinz war nicht für das Briefschreiben.“

„Mag sein, Vater; aber einmal — einmal hatte er doch geschrieben: in Rio hatte er den Brief zur Post gegeben, und später, nach langer Zeit — der Teufel hatte wohl sein Spiel dabei — in San Jago, in dem Fiebernest, als die Briefschaften für die Mannschaft ausgeteilt wurden, da hieß es: „Hier ist auch was für Dich.“ Und als der Sohn vor Freude zitternd seine Hand ausstreckte und mit den Augen nur die Aufschrift des Briefes erst verschlingen wollte, da war's auch wirklich einer, der von Hause kam, und auch eine Handschrift von zu Hause stand darauf; aber — es war doch nur sein eigener Brief, der nach sechs Monaten uneröffnet an ihn zurückkam.“

Es sah fast aus, als seien die Augen des Alten feucht geworden; als er aber den trohigen Blick des Jungen sich gegenüber sah, verschwand das wieder. „Viel Mühseliges mag auch nicht darin gestanden haben!“ sagte er grollend.

Da fuhr ein hartes Lachen aus des Jüngeren Munde und gleich darauf ein fremdländischer Fluch, den der Vater nicht verstand. „Da mögt Ihr recht haben, Hans Adam Kirch; ganz regulär war's ja nicht hergegangen; der junge Bursche war auch damals gern vor seinem Vater hingefallen; lagen aber tausend Meilen zwischen ihnen; und überdem — das Fieber hatte ihn geschüttelt, und er war erst eben von seinem elenden Lazarettbett aufgestanden! Und später dann — was meint Ihr wohl, Hans Kirch? Wen Vaters Hand verstoßen, der fragt bei der nächsten Heuer nicht, was unterm Deck geladen ist, ob Kaffeejüde oder schwarze Vögel, die eigentlich aber schwarze Menschen sind, wenn's nur Dublonen gibt; und fragt auch nicht, wo die der Teufel holt, und wo dann wieder neue zu bekommen sind!“

Die Stimme, womit diese Worte gesprochen wurden, klang so wütend und fremd, daß Hans Kirch sich unwillkürlich fragte: „Ist das Dein Heinz, den der Kantor beim Amen-Singen immer in die erste Reihe stellte, oder ist es doch der Junge aus der Armenkate, der nur auf Deinen Beutel spekuliert?“ Er wandte wieder seine Augen prüfend auf des andern Antlitz; die Narbe über Stirn und Auge flammte blutrot. „Wo hast Du Dir denn das geholt?“ sagte er, an seines Pastors Rede denkend. „Bist Du mit Piraten im Gefecht gewesen?“

Ein desperates Lachen fuhr aus des Jüngeren Munde. „Piraten?“ rief er. „Glaubt nur, Hans Kirch, es sind auch dabei brave Kerle! Aber laßt das; das Gespinnst ist gar zu lang, mit wem ich all zusammen war!“

Der Alte sah ihn mit erschrockenen Augen an. „Was sagst Du?“ fragte er, so leise, als ob es niemand hören dürfe. Aber bevor eine Antwort darauf erfolgen konnte, wurden schwerfällige Schritte draußen auf der Treppe laut; die Tür öffnete sich, und von Frau Lina geführt, trat Tante Zule in das Zimmer. Während sie pustend und mit beiden Händen sich auf ihren Kriechstod lehrend stehen blieb, war Heinz an ihr vorüber schweigend aus der Tür gegangen.

„Ist er fort?“ sagte sie, mit ihrem Stöcke hinter ihm herweisend.

„Wer soll fort sein?“ fragte Hans Kirch und sah die Schwester nicht eben allzu freundlich an.

„Wer? Nun, den Du seit vierzehn Tagen hier in Kost genommen.“

„Was willst Du wieder, Zule?“ Du pflegst mir sonst nicht so ins Haus zu fallen.“

„Ja, ja, Hans;“ und sie winkte der jungen Frau, ihr einen Stuhl zu bringen und setzte sich darauf; „Du hast's auch nicht um mich verdient; aber ich bin nicht so, Hans; ich will Dir Abbitte tun; ich will bekennen, der Frihe Reimers mag doch wohl gelogen haben, oder wenn nicht er, so doch der andere!“

„Was soll die Rederei?“ sagte Hans Kirch, und es klang, als ob er müde wäre.

„Was es soll? Du sollst Dich nicht betrügen lassen! Du meinst, Du hast nun Deinen Vogel wieder eingefangen; aber sieh nur zu, ob's auch der rechte ist!“

„Kommst Du auch mit dem Geschwäh? Warum sollt's denn nicht der rechte sein?“ Er sprach das unwirksam; aber doch, als ob es zu hören ihn verlange.

Frau Zule hatte sich in Positur gesetzt. „Warum, Hans? — Als er am Mittwoch nachmittag mit der Lina bei mir saß — wir waren schon bei der dritten Tasse Kaffee; und noch nicht einmal hatte er Tante zu mir gesagt! — „Warum,“ fragte ich, „nennst Du mich denn gar nicht Tante?“ — „Ja, Tante,“ sagte er, „Du hast ja noch allein gesprochen!“ Und, siehst Du, Hans, das war beim erstenmal denn schon gelogen; denn das soll mir keiner nachsagen; ich lasse jedermann zu Worte kommen! Und als ich ihn dann nahe zu mir zog und mit der Hand und mit meinen elenden Augen auf seinem Gesicht herumfühlte — nun, Hans, die Nase kann doch nicht von Ost nach West gewachsen sein.“

Der Bruder sah mit geknicktem Kopf ihr gegenüber; er hatte nie darauf geachtet, wie seinem Heinz die Nase im Gesicht gestanden hatte. „Aber,“ sagte er — denn das Gespräch von vorhin flog ihm durch den Kopf; doch schienen ihm die Worte schwer zu werden — „sein Brief von damals; wir redeten darüber; er hat ihn in San Jago selbst zurückgehalten!“

Die dicke Frau lachte, daß der Stod ihr aus den Händen fiel. „Die Briefgeschichte, Hans! Ja, die ist seit den vierzehn Tagen reichlich wieder aufgewärmt; davon konnte er für einen Dreiling bei jedem Bettelkinde einen Suppenlöffel voll bekommen! Und er mußte Dir doch auch erzählen, weshalb der echte Heinz denn all die Jahre draußen blieb. Laß Dich nicht nasführen, Hans! Warum denn hat er nicht mit Dir wollen, als Du ihn von Hamburg holtest? War's denn so schlimm wieder einmal an die volle Krippe und ins warme Nest zu kommen? — Ich will's Dir sagen; das ist's: er hat sich so geschwind nicht zu dem Schelmenwagstück resolvieren können!“

Hans Adam hatte seinen grauen Kopf erhoben; aber er sprach nicht dazwischen; fast begierig horchte er auf alles, was die Schwester vorbrachte.

„Und dann,“ fuhr diese fort, „die Lina hat davon erzählt;“ — aber plötzlich stand sie auf und fühlte sich mit ihrer Krücke, die Lina ihr dienstfertig aufgehoben hatte, nach dem Fenster hin; von draußen hörte man zwei Männerstimmen in lebhafter Unterhaltung. „O, Lina,“ sagte Tante Zule; „ich hör's, der eine ist der Justizrat; lauf doch und bitte ihn, ein paar Augenblicke hier herauf zu kommen!“

Der Justizrat war der alte Pophysus; bei dem früheren Mangel passender Alterstitel hierzulande waren alle älteren Pophysici Justizräte.

Hans Kirch mußte nicht, was seine Schwester mit diesem vorhatte; aber er wartete geduldig, und bald auch trat der alte Herr mit der jungen Frau ins Zimmer. „Ei, ei,“ rief er, „Tante Zule und Herr Kirch beisammen? Wo ist denn nun der Patient?“

„Der da,“ sagte Tante Zule und wies auf ihren Bruder; „er hat den Star auf beiden Augen!“

Der Justizrat lachte. „Sie scherzen, liebe Madame; ich wollte, ich hätte selbst nur noch die scharfen Augen unseres Freundes.“

„Nach fort, Zule,“ sagte Hans Kirch, „was gehst Du lange um den Drei herum!“

Die dicke Frau ließ sich indes nicht hören. „Es ist nur so sinnbildlich, mein Herr Justizrat,“ erklärte sie mit Nachdruck. „Aber bestimmen Sie sich einmal darauf einmal darauf, wie Sie vor so ein zwanzig Jahren hier auch ins Haus geholt wurden; die Lina, die große Frau jetzt, schrie damals Petermordio durchs Haus; denn ihr Bruder Heinz hatte sich nach Jungensart einen schönen Anker auf den Unterarm geätzt und sich dabei weidlich zugerichtet.“

Hans Kirch fuhr mit seinem Kopf herum; denn die ihm derzeit unbeachtet vorübergegangene Unterhaltung bei der ersten Abendmahlzeit kam ihm plötzlich, und jetzt laut und deutlich wieder.

Aber der alte Doktor wiegte das Haupt: „Ich bestimme mich nicht; ich hatte in meinem Leben so viele Jungen unter Händen.“

„Nun, so, mein Herr Justizrat,“ sagte Tante Zule, „aber Sie kennen doch dergleichen Jungensstreiche hier bei uns; es fragt sich nur, und das möchten wir von Ihnen wissen, ob denn in zwanzig Jahren solch ein Anker ohne Spur verschwinden könne?“

„In zwanzig Jahren?“ erwiderte jetzt der Justizrat ohne Zögern; „ei, das kann ja leicht geschehen!“

Aber Hans Kirch mischte sich ins Gespräch: „Sie denken, wie sie's jetzt machen, Doktor, so mit blauer Tusch; nein, der Junge war damals nach der alten gründlichen Manier ans Werk gegangen; tüchtige Nadelstiche, und dann mit Pulver eingebraunt.“

Der alte Arzt rieb sich die Stirn. „Ja, ja, ich entfinne mich auch jetzt. Hmml — Nein, das dürfte wohl unmöglich sein; das geht bis auf die cutis; der alte Hinrich Jacobs läuft noch heut mit seinem Anker.“

Tante Zule nickte beifällig, Frau Lina stand, die Hand an der Stuhllehne blaß und zitternd neben ihr.

„Aber,“ sagte Hans Kirch, und auch bei ihm schlich sich die Stimme nur wie mit Zagen aus der Kehle. „Sollte es nicht Krankheiten geben? Da drüben, in den heißen Ländern?“

Der Arzt bedachte sich eine Weile und schüttelte dann sehr bestimmt den Kopf. „Nein, nein, das ist nicht anzunehmen; es mühten denn die Blattern ihm den Arm zerrissen haben.“

Eine Pause entstand, während Frau Zule ihre gestrickten Handschuhe anzog. „Nun, Hans,“ sagte sie dann: „ich muß nach Hans; aber Du hast nun die Wahl: den Anker oder die Blatternarben! Was hat Dein neuer Heinz denn aufzuweisen? Die Lina hat nichts von beiden sehen können; nun sieh Du selber zu, wenn Deine Augen noch gesund sind!“

(Fortsetzung folgt.)

Pittsburg.

(Von Ewen Hedlin.)

Unser Auswanderer Friß hat sich in dem Wirrwarr New Yorks einigermaßen zurechtgefunden, sich an ihren Wundern satt gesehen, ein wenig englisch radbrechen gelernt und schließlich nach ziemlich langem Bemühen eine annehmbare Stellung in einer großen Fabrik gefunden, wo er seine primitiven Kenntnisse des Schmiedehandwerks verwerten lernt. Dort bleibt er aber nur zwei Monate, denn er erhält nebst einem befreundeten Landsmann ein Anerbieten aus Philadelphia, das er ohne Zögern annimmt. Seine Absicht ist, sich so von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle durch ganz Nordamerika westwärts hindurchzufinden.

Nun arbeitet er einige Zeit in einer Werkstatte zu Philadelphia, wo alljährlich mehr als tau end Lokomotiven hergestellt werden. Diese Werkstatte ist wie eine Stadt für sich. In riesigen Oefen wird das Eisen weißglühend gemacht, dann gehämmert und gewalzt, und mit überlegener Kraft verwandelt Menschenhände den harten Stahl in Dampfkessel, Räder, Achsen und Maschinenteile, aus denen dann die Lokomotive zusammengesetzt wird. Die ganze Fabrik wird nach allen Richtungen hin von Schienen durchkreuzt, und die fertigen Dampfzesse laufen nach allen Seiten hin über das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten. Sonderlich interessant ist die Arbeit, die Friß gefunden hat, nicht; sie be drängt sich auf gewisse mechanische Handgriffe und stellt an seine Intelligenz weiter keine Anforderungen. Aber gerade diese unaufhörliche Eintönigkeit macht sie bei der durch Ueberstunden fast immer ausgedehnten Arbeitszeit anstrengender, als die heißesten Arbeitstage ehemals in der Heimat.

Nach einigen Monaten gefällt es unserem Freund in Philadelphia nicht mehr, und er löst eine Fahrkarte nach Pittsburg, der Hauptstadt des Stahls und des Eisens, wo, wie ihm versichert wurde, ein kräftiger Arbeiter nie auf Anstellung zu warten braucht.

Der Zug von Philadelphia nach Pittsburg führt ihn ohne Umsteigen durch den ganzen Staat Pennsylvanien. Unzählige Seitenbahnen zweigen sich allenthalben von der Hauptstrecke ab, und nach allen Richtungen hin liegen Städte und Gemeinwesen. Hier geht eine Bahn zu einem Bergwerk hin, dort eine andere in eine Gegend, wo auf unabsehbaren Feldern Mais und Tabak gebaut wird, und hier eine dritte zu einem großen Sägewerk. Auf den Bahnhöfen stehen lange Züge, mit Getreide, Holz, Petroleum, Baumwolle,

*) Das bereits in zwei Bänden vorliegende geographische und ethnologische Jugendbuch „Von Pol zu Pol“ führt der schwedische Reisende in diesem Jahre mit einem dritten Teile („Von Amerika zum Südpol“) zu Ende. (Die deutsche Ausgabe erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Der Preis des gut illustrierten, in Leinen gebundenen Buches beträgt 3 M.) Auch diesmal bewährt Ewen Hedlin seine Darstellungs- und Schildererkunst an den mannigfaltigsten Phasen. Er führt durch Zentralafrika, läßt die Entdeckung Amerikas miterleben, führt einen modernen Auswanderer Friß (der in dem von uns ausgewählten Kapitel auftritt) durch die Vereinigten Staaten. Historische Rückblicke von Cortez bis zu Lincoln ergänzen das Bild. Südamerika folgt in Natur und Geschichte, und schließlich geht die Reise bis zum Südpol und 90° von der Erde weg bis zum Mond und zu den Sternen. Was Hedlin nicht selber gesehen hat, versteht er anschaulich mit Benutzung der Literatur erstehen zu lassen. Sein bürgerlicher Standpunkt tritt nicht sehr störend hervor, wenn er auch den lieben Gott (als Redefloskel) und die Heldenüberhöhung nicht vermeiden kann.

Maschinen, Steinkohlen befrachtet, kurz, mit allen Gütern, die die Kraft der Erde hervorbringt und die Menschen durch ihrer Hände Arbeit hervorbringen.

Das Land zu beiden Seiten der Eisenbahn wird hügelig, und in gewundenen Kurven eilt der Zug durch den nördlichsten Teil des Alleghanygebirges. Während Frix mit gespannter Aufmerksamkeit den Blick über die dunkeln Wälder, die wogenden Felder und über den aus Gehöften und Dörfern aufsteigenden Rauch hindurchschweifen läßt, setzt sich ein Yankee ihm gegenüber auf die Bank. Frix rückt vom Fenster ab, denn sein Gegenüber spuckt in großen Wogen vor sich hin, wie das die Art ungebildeter und oft auch gebildeter Amerikaner zu sein pflegt.

Der andere merkt die Bewegung. „Goddam,“ ruft er lachend, „ich merke, daß Sie in Amerika noch ein Neuling sind!“ Und als Frix zustimmend nickt, meint er:

„Da werden Sie sich noch an mancherlei gewöhnen müssen! Uebrigens nichts für ungut.“

Frix, der schon in den Werkstätten, in denen er bisher gearbeitet hat, mit Staunen und Ekel die sorgloseste Unsauberkeit hatte beobachtet können, macht gute Miene zum bösen Spiel, um so mehr als sich sein Begleiter im übrigen als ein freundlicher und gut unterrichteter Mann beweist, wie Frix überhaupt die Erfahrung gemacht hat, daß der amerikanische Arbeiter, hierhin und dorthin verköhlungen und sich in allen möglichen Lebenslagen notgedrungen zurechtfindend, über Land und Leute, staatliche und soziale Einrichtungen weit besser Bescheid weiß, als dies gewöhnlich in Europa der Fall zu sein pflegt.

„Was Sie dort sehen,“ erklärt ihm der Begleiter, als Frix mit gespanntem Interesse in die Landschaft hinausieht, „sind die Stämme des Alleghanygebirges, die aus Granit, Gneis und Schiefer bestehen und die die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Mississippi bilden. Uebrigens glauben Sie ja nicht, daß die Berge überall so freundlich aussehen wie hier! Drunten im Südwesten, in Nordcarolina z. B., finden Sie Gipfel, die mehr als 2000 Meter hoch sind. In den Tälern wird Mais gebaut und Obst gezoget, und die Felder wechseln mit herrlichen Nadel- und Laubbwäldern. Zwischendurch aber gibt es auch weite Strecken, wo Sie sich rettungslos in Dichtungen von Rhododendron und Schlingpflanzen verirren. Das sind Schlupfwinkel, die noch nie von einem Menschen betreten wurden, wo aber Wären und Wölfe zwischen Gestrüpp und Windbruch, umgestürzten Baumstämmen und bemoosten Granitblöcken hausen. Wohin reisen Sie denn eigentlich, Kamerad?“

„Ich will nach Pittsburg und dort Arbeit suchen; ich bin daheim Schmied gewesen und habe schon gemerkt, daß man hier mit solch einem Handwerk leichter zuwege kommt, denn als Landarbeiter auf einer Farm.“

„Das mag schon sein. Aber nach Pittsburg! Na, ich danke! Wissen Sie, wie man Pittsburg während des Winters nennt? „Die Hölle!“ Im Sommer hat es keinen Namen, wahrscheinlich, weil es weder über noch unter der Erde ein fürchterlicheres Nest gibt als diese schauerhafte Stadt des Eisens und des Rauchs, der weißglühenden Bessemer-Ofen und der unermesslich reichen Stahlfürne.“

„Sie scheinen ja Pittsburg gut zu kennen?“

„Und ob! Ich bin dort zwei Jahre lang Vorarbeiter in einem Stahlwerk gewesen. Pittsburg ist wie mit einem Zauberstrahl aus der Erde emporgewachsen, seitdem die Petroleumquellen entdeckt wurden, und ist jetzt eine der größten Industriestädte der Welt und in allem, was Eisen und Stahl betrifft, Nummer Eins in Amerika. Was hier an solchem Material hergestellt wird, hat jährlich etwa den Wert einer halben Milliarde. In der Nachbarschaft finden sich fast unerschöpfliche Steinkohlenlager, und über zwanzig Eisenbahnlinien laufen in Pittsburg zusammen. Außerdem hat es noch drei große, schiffbare Flüsse zur Verfügung, von denen sich zwei zum dritten, dem Ohio, vereinigen, der in den Mississippi geht. Und obendrein verbindet diese Flüsse ein großes Netz von Kanälen. Die Vorstädte von Pittsburg sind voller Maschinenfabriken, Eisengießereien und Glasshütten. Pittsburg zählt über eine halbe Million Einwohner; ein Drittel davon sind Ausländer, meist Slawen, aber auch Italiener und Ungarn. Hier hört man nichts als Hämmern und Klopfen, ein ewiges Summen und Klingeln von Stahl und Eisen, und schwer beladene Züge rollen über die Schienen. Es gischt und siedet in überheizten Ofen, und unter den Eisenhämmern sprühen die Funken. Bei Nacht könnte man glauben, in den tiefsten Abgrund eines Vulkans verjett zu sein, wo die Lava unter der Wähe brodelnd und jeden Augenblick droht, sich herauszuwälzen und alles zu vernichten. Glauben Sie mir, ich würde lieber in den Wäldern des Alleghanygebirges verwildern, als zwischen den Hochöfen Pittsburgs verkommen.“

„Sie haben ja keine besonders gute Meinung von der Stadt, und doch loben Sie ihren Gewerbefleiß und ihren Reichtum.“

„Ja — Reichtum, der in einigen wenigen Händen bleibt, während die vielen tausend arbeitenden Menschen wie in einer unermüdlich mahelnden Felsenmühle zerrieben werden! In dieser Mühle gehen jährlich fünfzehntausend Arbeiter zugrunde! Ich weiß, wie es dabei zugeht; ich selbst habe dafür, daß ich als Vorarbeiter einer Schar solcher Menschen die Kraft aus dem Leibe herauspressen mußte, Extraplohn erhalten. Die Arbeitgeber drücken die Preise ohne jede Rücksicht, und die unwissenden Auswanderer, die sich dort zusammenfinden, haben es noch nicht gelernt, sich zur

Verteidigung ihrer gemeinsamen Interessen zu vereinigen. Ihre Vorgesetzten werden dafür bezahlt, daß sie die Kerkerhaken heben und antreiben, um das Menschenmögliche zu leisten. Gott verzeih' mir, daß ich auch einmal einer jener Sklavenaufseher gewesen bin!“

„Das ist mir gänzlich neu, was Sie sagen! Ich hatte geglaubt, daß Pittsburg auch für den Arbeiter ein rechtes Goldland sei.“

„Ja, profit! Denken Sie sich eine Fabrik mit zehntausend Arbeitern. Damit diese Zahl immer voll bleibt, muß der Arbeitgeber alljährlich mehr als zwanzigttausend Arbeiter anstellen, und in solch einer Fabrik herrscht ein unaufhörliches Kommen und Gehen, so daß man sich kaum unter seinen nächsten Kollegen zurechtfindet. Nur eine gutbezahlte Stammitruppe besitzt die erforderliche Berufstüchtigkeit. Die große Masse arbeitet maschinenmäßig und braucht nicht zu denken. Und glauben Sie, daß für ihre Gesundheit und Sicherheit auch nur irgendwie gesorgt sei? Mehr als fünfhundert Arbeiter sterben alljährlich eines gewaltsamen Todes unter den Maschinen, und eine noch viel größere Zahl wird fürs ganze Leben zum Krüppel. Dann ist die Familie brotlos, und nur in ganz vereinzelten bestimmten Fällen erbarmt sich der Arbeitgeber ihrer. Die Wohnungen sollten Sie sehen, in denen die Arbeiter hausen müssen! Schändliche Löhler sind es, ein Hohn auf alle Reinlichkeit und Hygiene! Da sind Sie in Europa doch besser dran! In den Arbeiterkasernen wohnen nicht selten zehn bis zwölf Mann in ein und derselben Stube. Schmutz, Ungeziefer, verpestete Luft, schlechtes Wasser, ungenügende Ruhe, kärgliche Nahrung und übermäßige Arbeit, alles das ruiniert den stärksten Menschen in kurzer Zeit. Und dazu noch das häufige Sitzen in den Schenken, um doch wenigstens etwas vom Leben zu haben. Daher richtet das Nervenfieber unheimliche Verheerungen unter den Leuten an.“

„Und das ist in Amerika, dem Lande der Freiheit und der Zukunft, möglich?“

„Gewiß, vor wenigen Jahren wenigstens war es noch so. Jetzt sollen sich aber einige Leute der Sache angenommen haben, und es mag sein, daß auch für die Arbeiterklassen eine bessere Zeit kommt. So jämmerlich wird das zwar nicht gehen. Einmal aber wird doch all die Schändlichkeit, die so lange im Finstern Gold zusammengeschart hat, ans Licht kommen! Wenn ich in Ihrer Haut steckte, bräuchten mich keine zehn Pferde nach Pittsburg, sondern ich würde nach Chicago weiterfahren. Nicht weil Chicago etwa ein Paradies ist, aber dort haben Sie als Deutscher bessere Aussichten und kommen dem Westen und seinen unerschöpflichen Hilfsquellen näher.“

Kleines feuilleton.

Kunstgewerbe.

Das Fachblatt für Holzarbeiter. (Herausgegeben vom Deutschen Holzarbeiterverbande.) So ist die Entwicklung: Das planlos lebende Proletariat organisierte sich. Jahrzehnte heute es an seinen Organisationen, fügte sie fester und fester; schuf den Grund für eine neue Kultur. Eine Kultur, die aus den Massen selbst kommen wird.

Wie stehen am Anfange dieser neuen Kultur. Die Organisationen schaffen die Bildungsmöglichkeiten, deren Wert für eine gedeihliche Entwicklung der Organisation selbst sie erkannt haben. Und so bedeutet auch der uns vorliegende 7. Jahrgang des Fachblattes für Holzarbeiter eine kulturelle Tat von hervorragendem Werte. Das Fachblatt ist eine Waffe der Holzarbeiter im wirtschaftlichen Kampfe. Es zwingt den Arbeiter, sich weiter zu bilden, leistungsfähiger zu werden in seinem Beruf, und läßt ihn dadurch dem Arbeitgeber gegenüber eine festere Position einnehmen. Das Gefühl seines Wertes macht ihn rüchgratfester, und darum hat die Organisation der Arbeiter Interesse an der fachlichen Tüchtigkeit ihrer Mitglieder.

Die Spezialisierung der Fabrikation, die in neuerer Zeit besonders in der Möbelindustrie bis ins kleinste durchgeführt ist, bedeutet eine Gefahr für den Arbeiter. Er wird einseitig ausgebildet, verliert den Ueberblick über das Ganze und damit das Interesse an der Schönheit des Werkstücks, das Interesse am Beruf. Da wird ihm das Fachblatt ein treuer Kamerad. Es zeigt ihm die vielseitigen Anwendungsmöglichkeiten der Maschinen, die Behandlung des Holzes, des Werkzeugs; es lehrt ihn, praktisch zu arbeiten, die Schönheit der Linien und die richtige Verteilung der Flächen zu erkennen. So ist es dem Arbeiter möglich, stets seine volle Leistungsfähigkeit zu erhalten und der Gefahr der Einseitigkeit auszuweichen.

Damit ist der Wert des Fachblattes noch nicht erschöpft. Die Raumkunst, die geschmackvolle Ausstattung der Wohnräume erweckt bereits das Interesse der Arbeiter, wie die Resultate der Ausstellungen von Arbeitermöbeln im Berliner Gewerkschaftshause, in Hamburg usw. ergeben. Dieses Interesse wird planvoll durch das Fachblatt gefördert und das Schönheitsgefühl der Massen in die richtigen Bahnen geleitet. Gute Illustrationen und treffliche Aufsätze über Raumkunst bieten auch dem Laien Genuß und Anregung, und bei dem billigen Preis (1 M. für das Quartal) ist es auch dem Arbeiter möglich, diese kulturell so wichtige Frage eingehend zu studieren.

Das Fachblatt für Holzarbeiter hat sich in der kunstgewerblichen Fachliteratur seinen festen Platz erkobert. Wir sind stolz darauf, denn es ist ein Werk der organisierten Arbeiter. C. A.